

Unübersetzbares Schweizerdeutsch

Autor(en): **Greyerz, Otto v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **8 (1924)**

Heft 12: **Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins : Schweizernummer**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419566>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und lhasi händ si über d' Nacht
 Wil tuufig Blüemli füre gmacht;
 Si güggled gwunderig unenard
 Und freued si am schöne Gwand . . .

Appenzell. Johannes Merz, De Chilhof (Der poetische Appenzeller).

Jez isch der Sonntig wider do,
 Chomm, Bueb, mer wend zom Chilhof goh;
 'S goht no e Whli hee, bis 's lüüt,
 Ond so e Gängli schadt au nüü.
 Gsiehst Toteschöpf ond Totebää,
 Send's Heeren oder Purre glee?
 Sewie, Bueb, gsiehst no näbis dra,
 Wora mer's no erchenne cha? . . .

Basel. Dominik Müller, Der Rhy (Neue Verse).

Fir atwehlig goht er kraftvoll still ih Wäg
 Und prachtboll grien an goldige Summerdäg.
 Er ruuscht vo Lht und Zhte, wo verschwunde,
 Und macht ih mächtig Gnei am Minstier unde.
 Er bringt au Grieb von unseren Lidginosse,
 Zwor nimer git druff acht, men isch dra gwehnt,
 Aß är mit syner Gegewart d' Stadt verscheeht,
 Und synt Ufer sind fast ganz verlosse.

Wie die Kenntnis des Schweizerdeutschen das Sprachverständnis erleichtert.

Wir Deutschschweizer sind ein allbekanntes Beispiel dafür, daß die Sprachgewandtheit, insbesondere die mündliche Beherrschung der Schriftsprache, durch den Gebrauch einer mundartlichen Umgangssprache beeinträchtigt wird. Weniger allgemein hat man eine Vorstellung davon, wie andererseits die Vertrautheit mit einer Mundart das Sprachverständnis in hohem Grade fördert. Darum möchte ich es für das Schweizerdeutsch an einigen Beispielen zeigen.

Das Schweizerdeutsch hat im wesentlichen den Lautstand des Mittelhochdeutschen, es hat aber auch eine große Zahl von Wörtern, die im Schriftdeutschen nicht mehr oder doch nicht mehr in der ursprünglichen Bedeutung vorhanden sind, lebendig bewahrt. Darum findet sich der Deutschschweizer im Mittelhochdeutschen leichter zurecht als die nur der Schriftsprache Kundigen; er ist aber diesen gegenüber auch im Vorteil in der Beurteilung und Deutung vieler neuhochdeutscher Wörter.

Für den nur in der Schriftsprache Heimischen gehören Leid und Leiden ebenso selbstverständlich zusammen wie etwa Hammer und hämmern, Streit und streiten; der Schweizer dagegen schließt aus seiner Mundart, in der Leid ebenso, Leiden aber lide heißt, auf verschiedene Herkunft der beiden Wörter, und die Wortforscher geben ihm Recht. Der Schweizer hält auch die in der Schriftsprache gleich lautenden Wörter Weide »Futterplatz« und Weide »Baumart« auseinander; jene nennt auch er Weid, diese aber Wibe. Für ihn besteht daher auch kein Zweifel, welcher der beiden Weiden Ableitungen zuzuweisen sind, und der Irrtum, dessen selbst ein Jakob Grimm bei der Deutung des Wortes Weidling »Fischerfahn« fähig war, wäre einem Schweizer nicht begegnet. Grimm hielt den Weidling für »ein aus Weiden geflochtenes leichtes Fahrzeug«. Wäre das richtig, so müßte das Wort schweizerdeutsch Widlig heißen; es lautet aber Weidlig und kam somit nur von Weide »Futterplatz«, älter auch »Futter, Speise« abstammen und ein zur Nahrungssuche gebrauchtes kleines Schiff bezeichnen.

Einige weitere Beispiele mögen zeigen, wie altes Sprachgut in seiner Mundart dem Schweizer zum Verständnis neuhochdeutscher Wörter verhilft. Das Eigenschaftswort kalt

nennt Weigand »Hirt« eine altertümliche passive Partizipialbildung auf »t zu anord. kala, agl. calan, frieren«. Er hätte wie Kluge an unser schweizerisches hale erinnern dürfen. Wenn z. B. Bratenbrühe beim Erkalten gerinnt, so »chale« sie in unserer Redeweise. Wer sehr und Rumpf nur in der neuhochdeutschen Bedeutung kennt, wird von ihnen vergeblich eine Brücke zu versehen und zu rumpfen suchen. Dem Schweizer aber, dem sehr noch in der ursprünglichen Bedeutung »wund«, namentlich »wund gerieben« geläufig ist und der schlottrigen Strümpfen und zerknitterten Kleidungsstücken vorwirft, sie hätten Rumpfe, d. h. Falten, sind die beiden Zeitwörter völlig klar. Den Einwänden mancher Sprachforscher zum Trotz meint er auch, in seinem blutt »nadt, bloß« die Erklärung für Blutjung und blutarm finden und die Redensart »einen im Stiche lassen« von der üblen Erfahrung eines Fuhrmanns herleiten zu dürfen, den die Hilfe gerade in einem Stich, d. h. einem steilen Wegstück, verläßt. (Vgl. Zeitschr. 1910 Sp. 210 ff.) Für uns, die wir beim Metzger Weine und nicht Knochen als Zuwage erhalten, sind auch Weinhans, Fischbein und Galzbein und die Gebeine nicht so rätselhaft, wie für unsere Sprachgenossen, denen Weine nur als Gehwerkzeuge bekannt sind, und die Bedeutung des englischen Wortes bone bereitet uns gar keine Schwierigkeiten.

Das führt uns auf schweizerdeutsche Anklänge in fremden Sprachen. Aus dem Englischen erwähne ich to jump (hüpfen), schwz. gumpe, godfather und godmother (Gevatter, Gevatterin, Pate, Patin), schwz. Götli und Gotte, ham (Lende), in manchen Teilen der Schweiz Hamme, little, appenzellisch lügel, to kneel, schwz. knülle (knieen). Wenn französisches laid (häßlich) und fourbir (pugen) als germanische Lehnwörter bezeichnet werden, so erkennen wir die Quelle in unserm leid, das den Sinn von mißlich ausdrücken kann, und in fürbe für schriftdeutsches fehren. Umgekehrt verrät uns unser »rundament« die französische Abstammung des deutschen Lehnwortes rund.

Müßte ich nicht Widerspruch befürchten, wenn ich Fremdlinge wie Gü, honett, furibund, Paraplu, proper, Chüngel, Fazenetli usw. für die Mundart als Lehnwörter und nicht als Fremdwörter bezeichne, so könnte ich dartun, wie sie uns die Erlernung fremder Sprachen erleichtern; allein dazu fehlt mir »s' Guaschi«, denn wenn mich einer darum einen Fremdwörterler schelten sollte, würd' ich's »uf's Puntenöri neh« (point d'honneur). St. Gallen. Paul Dettli.

Anübersetzbares Schweizerdeutsch.

Es wäre dem Raum von zwei oder drei Spalten angemessener, das aus dem Schweizerdeutsch Übersetzbare zusammenzustellen: seelenlose Zahlwörter, Fürwörter, einige Umstandswörter, logisch-grammatische Formwörter und vielleicht auch einige farblose Ding- und Zeitwörter. Aber eben nur Wörter, höchstens noch ganz nüchterne Aussagesätze, die gedruckt so gut sind wie gesprochen. Sobald jedoch die Sprache tönt und lebt, also eigentliche Sprache ist, nicht bloße Begriffssprache und Mathematik, auch nicht bloße Sprachschrift, — was ist dann übersetzbar? Welches Wort mit schweizerischem Eigenklang könnte durch ein schriftdeutsches wiedergegeben werden? Wie anders tönt nur schon Vater, Mutter, Bube, Kind neben Vatter, Mueter, Bueb, Chind! Und nun gar neben Atti, Müeti, Büebel, Gof! Oder Großvater neben Großatt, Urgroßvater neben Urähni! Und wenn man sich erst mit Umschreibungen behelfen muß! Was ist eine Brente? In der Schweiz weiß es jedes Kind; weiß es nicht nur, sieht es greif-

bar vor sich, und zwar je nach landschaftlichem Brauch verschieden. Die Erklärung bei Weigand lautet: kufenartiges hölzernes Gefäß mit niedrigem Rande. Das stimmt aber nach vorherrschendem Sprachgebrauch zur Geyse, niederdeutsch Satte, nur auf beschränktem Raum zur Brenne. Man errät schon aus diesem Beispiel die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, ein Schweizerwort von landschaftlich ungleicher Bedeutung schriftdeutsch zu umschreiben, geschweige zu übersetzen.

Unübersetzbar sind also vor allem die schweizerdeutschen Namen für Sachen, die in der Schweiz ihre einzige oder hauptsächlichste Heimat haben und hier nicht einmal eindeutig gebraucht werden; Ausdrücke aus der Alp- und Milchwirtschaft, wie z. B. eben die Namen für Milchgefäße: außer Brenne und Geyse noch Melchter, Laufe, Muttle, Vochi, Tutel, Fülle, Rangel, Stande u. a.; oder für verschiedene Arten, besser Abarten des Käses: Ploderchäs, Bifer-, Guggen-, Spalle- oder Springen-, Schmitter- oder Lutschchäs, Chizichäs, Tommen und Wigger. Dann die unzähligen Ausdrücke, die wir der scharfen Naturbeobachtung der Alpler verdanken, z. B. für die verschiedenen Eigenschaften des Schnees. Der Grindelwaldner unterscheidet halliga, trättiga, treeliga Schnee, Schnee wo si stollod, pludriga wird, anderseits graisteta, grusteta, chächa, uberschofna, (beim Föhn) gujeta Schnee. Wer übersetzt das? Oder man versuche es mit seinen Ausdrücken für die verschiedenen Stärkegrade des Regens: e Steipeta, e Sprizeta, es Schittelli, es Nägelli, e Schmeizeta, e Schitti, e Schuur, e Guz. Unzählige und auch für uns heute nicht scharf auseinanderzuhalten sind die Namen für all die Bergformen des Voralpen- und Hügellandes: neben den leicht verständlichen Hubel, Hoger, Büel, Galbe und Flue auch Chumbel, Chnolle, Galm, Güttsch, Gupf, Tschugge, Chipf, Chapf, Gumun, Wang (nicht = Wand), Egg, Rolle, Balm u. a. Wie blaß, verschwommen wird manches dieser Wörter in der Übersetzung!

Wie alle Mundarten ist auch das Schweizerdeutsch unerschöpflich in spöttischen, meist lautstimmlichen Bezeichnungen lächerlicher Menschenarten. Die vornehme Schriftsprache verstummt da in ihrer Armut, wogegen die Mundart so recht in ihrem Element ist. Für eine dicke, schwammige, dazu träge oder nachlässige Weibsperson verfüge ich allein schon über acht berndeutsche Titulaturen: e Plodere, Pfludere, Pflattere, e Luntle, e Pflute, e Müesle, es Pflaag, es Pflaatsch. Den männlichen Waschlappen dagegen, den Hasenfuß und Leisetreter, kenne ich unter sechserlei Namen von ungleichem Wert: als Höfeler, Plöterler, Schlotterbeck, Schlusi, Pfiaasti und Höfi.

Groß ist die Auswahl schallnachahmender Zeitwörter im Schweizerdeutschen. Wer in die Lage kommt, sie ins Schriftdeutsche übersetzen zu müssen, z. B. in einem Mundartwörterbuch oder auch als Deutschlehrer, muß Zeit und Geduld haben; aber auch mit Zeit und Geduld wird er vielleicht die Waffen strecken vor: chräschle, spräggle, chirble, pfluße, pfludere, pfurre, brättsche, tättsche, schläpfe, chnättsche, gire, gize; dazu die vielen aus Zeitwörtern abgeleiteten Begriffsnamen ohne Ableitungssilben wie Brättsch, Tättsch, Chlapf, Gir, Pfatsch, Genß, Stupf, Spruz — alle männlich — sowie die sächlichen Sammelnamen mit der Vorsilbe Ge-, die aber durch Angleichung häufig verschwindet: es Gflotsch, es Gchafel, es Gchär, es Gjusel, es Gjeut, es Gstürm, Glamaasch, Lamp, Priegg, Zaagg, Trättsch usw. Oder die weiblichen Sammelwörter auf =ete: e Tschete (Tisch voll), Stubete, Bärete (Schubkarre voll), Charete, Tröschete, Gablete, Schuflete (Schaukel voll), sowie überhaupt mannigfach gebildete Hauptwörter

mit dem Sinn der Menge, des Hausens, angefangen mit Hampfel (Handvoll), Arfel (Armboll), dann, den Begriff steigend und unterscheidend: Schübel, Büüsch, Ruffig, Gräbel, Räßlete, Robete, Chuppel, Tschupp, Hart.

Eine harte Nuß für den Übersetzer sind auch die vielen Zeitwörter, die eine hastige, geschäftige oder auch schmutzige Tätigkeit der Hände bezeichnen, wie fingerle, niggele, niffele, chnülle, gäggele, häschele (etwa = basteln); nutsche, wusche, müele, guße, hosle, geutsche, chaare, schlaarge, tangge. Für Klopfen, pochen (mit der Hand) kenne ich allein aus dem Berndeutschen acht Wörter mit deutlichen Unterschieden des Grades und der Art: pole, popple, topple, chnode (mit dem Knöchel auf den Tisch), hosche (um Einlaß anklopfen), chlöpferle, böpperle, (immer leiser) döppele.

Die letzten Beispiele mahnen uns an die Ausdruckskraft der Verkleinerung, die im Schweizerdeutschen so mannigfache und reizende Spielarten aufweist. Halten wir uns nur noch an die Zeitwörter! Was wird im Schriftdeutschen aus dem zierlichen, kindlichen tänzerle, liegele, güggäle, güggelle, gspähle, rößle, wägele? Was aus fräggle, föschsle, spräggle, föppele, päckle? Im Wallis tadelt eine Mutter ihre allzu gemächlich spin nende oder windende Tochter: Das ischt nit; du spinzärlust u winzärlust num! Unerkündlich im Ableiten zielloser Zeitwörter von Dingwörtern ist unsere Mundart noch heute. Tätigkeiten, die mit Garten, Kohl, Sand, Honig usw. zu tun haben, heißen garine, chöhle, jande, hungge, haage, zume, pfaade, sträge, chirse, nusse, öpfele usw. Bei den Haaren nehmen heißt einfach haare, bei den Ohren: ohre. Neuschöpfungen gibt es da jederzeit. Unlängst hörte ich das Wort chlemmbiße: einem das Klemmgebiß anlegen, bildlich: ihn bändigen und Mores lehren; ähnliche Zusammensetzungen sind z. B. großhanse, trüebfale, armüetele, hochmüetele, schmalbarte. Wer übersetzt dürestiere, ermunele (wie ein Muni, d. h. Stier etwas ertrogen wollen), gnüegele, füreböhnele! Wie gedrungen ist der Ausdruck in den unpersonlichen Ableitungen von Haupt- und Beiwörtern: es warmet, chuelet, stillet, suberet, es wöhlet ein, es baaset ein, und im Sinn von ergiebigem Ertrag: es chornet brav (gibt reichlich Korn), es strouet, es garbet, fastet, chorbet und sacket (füllt Körbe und Säcke).

Der Reichtum an Ableitungsformen mit feinen Abstufungen gefühlsmäßiger Bedeutung zeigt sich so recht bei den Personennamen. Dem hochdeutschen Rosa, Rose, Rösle, Röschen, Rosette stehen gegenüber: Rosali, Rose, Rosi, Rösje, Rosle, Rösle, Rösji, Roseli, Rösjeli, Rosette, Rosetti, Rosetkli, Rosetkli. Auch Gattungsnamen können so vielgestaltig auftreten und den Übersetzer in Verlegenheit bringen, z. B. die Spielformen für Mädchen: Meitli, Meitschi, Meitle, Meite, Meiti, Meiteli, Meigge — von der zärtlichen Liebkosung bis zur burlesken Neckform.

Was aber den Schweizer, wenn er Schriftdeutsch spricht oder schreibt, am meisten verwirrt, das sind die unübersetzbaren Redeteilchen (Partikeln), die seine mundartliche Rede durchziehen und der nackten logischen Aussage die Stimmungswärme geben, wie das Sonnen- oder Lampenlicht einem sonst kalten, gleichgültigen Zimmer. Ich meine all diese halt, drum, neue, afe, nadisch, allwäg, goppel, wäger, emel, doch de, glied, öppe, ächt, sei usw., ohne welche die allergebräuchlichsten schweizerdeutschen Wendungen dahinfallen müßten. Man könnte nicht mehr sagen: I weiß doch nene nid . . . Es isch mer doch de no gsi . . . Das chunt mer jit wäger echli stogig . . . Es het mi gwüß afe bald glütet . . . Das isch jit emel o!

Aber das sind ja alles nur Wörter und Wendungen, und eine Sprache ist kein Wörterbuch und keine Phraseologie, sondern ein Strom von Sprachlauten, in deren Stimmbewegung sich unwillkürlich und sinnbildlich ihr tiefstes Wesen offenbart. Man müßte den Tonfall eines »Gh, gscheih nüt Börsers!« ... »Hüet di Gott und zürn mer nüt!« oder eines »Dppis Dumms eso!« ... und »Ja wole, dir wett-i chliechle!« übersetzen können, um die Seele der Mundart wiederzugeben. Allein hier hat alle Übersetzungskunst ein Ende.

Bern.

Otto v. Greherz.

Mundartliches bei Schweizer Schriftstellern.

In seiner Abhandlung »Über die geschichtliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen Schriftsprache und Mundart« rühmt Ludwig Tobler die Kunst Gottfried Kellers, der die von Vitigius (Jeremias Gotthelf) bevorzugte Mischung verschmährt habe. Keller schreibt an Storm, daß man nur in der einen und allgemeinen Sprache schreiben sollte. Aber bezeichnet nicht gerade der Schleswig-Holsteiner alles seinem Lande Eigentümliche, besonders was mit dem Meere zusammenhängt, niederdeutsch? Dem »Schimmelreiter« schickt er ja selbst ein Wortverzeichnis voraus. Wie verhalten sich die neueren, z. T. noch lebenden Schweizer Schriftsteller zu ihrer Mundart? Vitigius geht von der Schriftsprache aus; diese ist aber in Wortschatz, Wortform, Satzbau und Stil durch und durch mundartlich gefärbt.¹⁾ Doch sei eine treffende Bemerkung des jüngst verstorbenen Prof. Dr. Ferdinand Vetter erwähnt, daß nämlich bei Vitigius die Hauptbegriffe in dem kräftigen Ausdruck der Volkssprache erscheinen. So hat die auf den ersten Blick willkürliche Sprachmischung doch einen tieferen Grund. Dasselbe ist teilweise bei den neueren Schweizer Schriftstellern der Fall.

Einer der sprachreinsten Dichter ist R. F. Meyer; aber auch er schiebt, gewiß mit vollem Bewußtsein, mundartliche Ausdrücke in seine Rede, z. B. das unpersönliche Zeitwort »es beelendet mich« für »es dauert mich«. Ähnlich braucht G. Keller vereinzelt schweizerische Wörter, z. B. äufnen für mehren, zutun für anschaffen.

Karl Spitteler, der sich auch im Umgange mit Schweizern der Schriftsprache bedient, — ein ganz vereinzelter Fall — verschmährt trotz seiner kunstvollen Ausdrucksweise doch keineswegs Anleihen aus der Mundart, auch nicht in dichterischen Werken von höchstem Stil wie im Olympischen Frühling, z. B. hatten (nügen), Waibel, ein Hämpplein (eine Hand voll). In den »Jodelnden Schildwachen«: »Drauf bog er um den Albisrants«. — »Seht ihr das Rathaus dort am Stutz?«.

Besonders zahlreich finden sich mundartliche Wendungen bei solchen Schriftstellern, die das Landleben, also das ursprüngliche Volkstum, schildern, wie Meinrad Lienert, Alfred Guggenberger, Ernst Marti, zum Teil auch Jakob Böhler, Spabelle Kaiser u. a., dann auch bei solchen, die mit Vorliebe schweizerdeutsch schreiben, wie Rudolf v. Tavel, Simon Gfeller. Aber auch Maria Waser, die in Zürich wohnende Bernerin, die meist städtische Verhältnisse schildert, bedient sich oft der Mundart mit vollem Bewußtsein und in künstlerischer Absicht; das selbe ist von dem aus dem Aargau stammenden Adolf Frey zu sagen. Mehr unwillkürlich sind mundartliche Eigenheiten bei dem Berner Albert Steffen und dem Basler Paul Siegfried.

1) Näheres in meiner Abhandlung über »Die Sprache Gotthelfs« in den Mitteilungen der »Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich« Heft II, 1897.

Dagegen ist die Sprache Ernst Zahns, J. C. Heers, S. Federers im allgemeinen rein.

Ohne auf die einzelnen Schweizer Mundarten einzutreten, können wir unterscheiden:

1. Mundartliche Wortbiegungen wie: Röstten (Guggenberger), wegen selben (Esther Odermatt).
2. Mundartliches Geschlecht, z. B. der Bauerngewerb (Guggenberger), das Tunnel (Ermatinger), am Nasenispig (Steffen)
3. Mundartliche Wortformen, z. B. Maitli (Lienert), Tubak (M. Waser), das Bratis = der Braten (v. Tavel).
4. Mundartliche Wendungen wie: Es hat noch immer Blumen drin gehabt = sind . . . gewesen (Lienert), einem wüßt sagen = einen schelten (Ad. Frey), Hadel und Habe verlieren (Böhler).
5. Mißverständliche Wörter, d. h. solche, die in der Mundart einen andern Sinn haben als in der Schriftsprache, wie lernen für lehren (Lienert), Lehren für lernen (Steffen), vergönnen für mißgönnen (Sf. Kaiser).
6. Mundartliche Wörter, die ohne Erklärung gebraucht werden: eineweg für democh (Guggenberger), Tollen für Klecks (M. Waser), störenweise für »periodisch« (v. Tavel).
7. Mundartwörter mit Erklärung: Bungert für Baumgarten, Hofreite für Hofraum (Böhler).

Von dem mundartlichen Reichtum an Schallnachahmungen und anschaulichen Ausdrücken, an Kraftwörtern und Verkleinerungen bieten auch unsere Schriftsteller eine große Auswahl.

Bern.

Heinrich Stikelberger.

Schweizerdeutsche Ausdrücke für Naturerscheinungen.

Naturerscheinungen empfindet das phantasievolle Volk mit Vorliebe menschlich oder dämonisch, gerade wie Dichter, und häufig stärker und wirklicher als diese. In abgelegenen ländlichen und gebirgigen Gegenden ist sogar der alte Mythos noch jetzt zu Hause, z. B. der Glaube an die wilde Jagd oder Wuotans Heer, Wüetis Heer, 's wüetig Heer, besonders als Vermenschlichung des Gewitters und des Sturmes. In Graubünden findet man besonders die verwandte Erscheinung des Lote(n)-Volkes oder Nacht-Volkes, ferner die Berg-Mannli, Wild-Mannli und Nebel-Männli. Auch die Windsbraut spielt noch da und dort eine Rolle: der Wirbelwind gilt als Wirkung einer Heze, die sich in seiner Mitte aufhält, der Winds-Brant oder Wind-Gäg. Am Walensee läßt der Buscheler, Büscheler seinen Ruf busch, busch oder hüüsch, hüüsch hören, der Sturmwind, der als Vorbote eines Unwetters durch die Felsen, Wettertannen und Sennhütten fährt.

Auch in mehr oder weniger scherzhaften Namen und Wendungen mögen mythische Vorstellungen nachklingen. Auf jeden Fall sind es Zeugnisse für vermenschlichende, künstlerische Auffassung der Natur. Der Kapf-Hans ist im Entlebuch der Wettergeist des Berges Kapf; der Wätter-Hans im Zürichbiet die Kuppe des Speers als Verkünder des Wetters. Allenthalben kennt man die Wetterregel vom Hut oder Degen oder Kragen eines Berges. Das von Niginen herfürmende Hagelwetter nennen die Walliser den Nigi Bueh. Große Schneeflocken, wie sie besonders etwa im April fallen, sind manchenorts Wätel-Buebe(n) oder Wätler; das zerfetzte Aussehen wird dazu Anlaß gegeben haben. Blaue Flecken bei allgemein bewölktem Himmel heißen im Zürichbiet scherzweise